

RELIGION

TEURE RITUALE

Tägliche Gebete, Keuschheit, Spendenbereitschaft bis zum völligen Verzicht auf Besitz – warum fordern viele Religionen so große persönliche Opfer von ihren Anhängern? Weil genau das sie stark macht, behaupten Anthropologen.

VON RICHARD SOSIS

Mit 15 Jahren betrat ich zum ersten Mal die Altstadt von Jerusalem. Wir besuchten die 2000 Jahre alten Überreste des »zweiten Tempels« – die Klage-mauer. Vielleicht erwachte damals schon der Anthropologe in mir: Jedenfalls beeindruckten mich die Menschen am Fuß des Gemäuers wesentlich mehr als die toten Steine. In tiefer Anbetung versunken standen Frauen in der sengenden Sonne, in langärmeligen Blusen und in Röcken, die schwer über den Boden schleiften. Auch die Männer mit ihren dichten Bärten, den langen, schwarzen Mänteln und ihren gefütterten Hüten schienen die Sommerhitze nicht zu spüren. Sie priesen Gott, während sie sich hingebungsvoll hin- und herwiegen. Ich wandte mich an meinen Begleiter: »Warum zieht sich ein vernünftiger Mensch an wie für einen kalten Wintertag, wenn er den halben Tag in der Wüstensonne beten will?« Damals dachte ich, es gäbe keine rationale Erklärung dafür, und entschied, meine Glaubensbrüder müssten wohl verrückt geworden sein.

Natürlich verhalten sich nicht nur ultraorthodoxe Juden befremdlich. Überall

auf der Welt grenzt sich die Geistlichkeit auch äußerlich vom Rest der Gesellschaft ab – durch besondere Gewänder, außergewöhnliche Haartracht oder seltsame Kopfbedeckungen zum Beispiel. In manchen Religionsgemeinschaften lassen sich Menschen als Zeichen ihrer Zugehörigkeit sogar auf chirurgische Veränderungen ein. Bei Juden und Moslems werden die Söhne beschnitten, eine noch vergleichsweise harmlose Prozedur. Die australischen Aborigines dagegen schlitzen den Heranwachsenden im Rahmen einer rituellen Operation den Penis an der Unterseite längs mit einem Knochenmesser auf. Und in einigen islamischen Ländern erleiden Mädchen und junge Frauen schlimme Verstümmelungen an den Geschlechtsteilen.

FÜR IMMER GEZEICHNET

Nicht nur bei den Nuern im Sudan oder bei den Iatmul in Neuguinea gehören schmerzhaft Hautritzungen zu den Initiationsriten, die ihre Aufnahme in die Gemeinschaft der Erwachsenen markieren. Auch die damaligen Rituale der amerikanischen Indianer erscheinen uns heute vielleicht übertrieben grausam: Apachen-Jünglinge mussten in eisigem Wasser baden, die Söhne der südkalifornischen Luiseño bewegungslos Scharen beißender Ameisen ertragen und Tuku-na-Mädchen am Amazonas sich die Haare ausreißen lassen.

Der Sinn solchen Verhaltens ist für Außenstehende nur schwer nachzuvollziehen. Warum investiert unsere Spezies so viel Zeit und Energie in schmerzhaft oder zumindest unangenehme Aktivitäten? Archäologen versichern, der Mensch lebe schon seit mindestens 100 000 Jahren mit Ritualen, und jede bekannte Kultur praktiziere von jeher eine Religion. Auch der Siegeszug des wissenschaftlichen Rationalismus der letzten Jahrhunderte konnte daran nichts Wesentliches ändern: Heute glauben über 90 Prozent aller US-Amerikaner an Gott, mehr als zwei Drittel an ein Leben nach dem Tod und immerhin rund 60 Prozent auch an die Hölle.

Schon seit Jahren bewegt mich die Frage, warum religiöse Überzeugungen, Praktiken und Institutionen auf der ganzen Welt einen so essenziellen Bestandteil der Gesellschaft bilden. Anfangs konnte mir meine anthropologische Ausbildung keine Antwort geben – im Gegenteil: Meine Studien verwirrten mich noch mehr. Ich untersuchte damals ein Teilgebiet der Verhaltensökologie – eine

**Aus urheberrechtlichen Gründen
können wir Ihnen die Bilder leider
nicht online zeigen.**

STANDFESTER GLAUBE

Selbst bei unerträglicher Sommerhitze beten besonders strenggläubige Juden täglich stundenlang an der Klagemauer in Jerusalem.

Disziplin, die Entscheidungen nach dem Kosten-Nutzen-Prinzip analysiert. Jedes Lebewesen steht in einem Zielkonflikt: Wenn es sich ganz einer Sache widmet, kann es gleichzeitig nichts anderes tun, um sein Überleben oder seine Fortpflanzung zu sichern. Unsere Entscheidungsstrategien sollten also durch evolutionäre Selektion auf schnelle und effektive Nahrungsbeschaffung ausgerichtet sein – so argumentiert die »Theorie der optimierten Futtersuche«. Entsprechende Modellierungen ermöglichen daher die Vorhersage jener Reaktion, die an die jeweiligen Umweltbedingungen am besten angepasst ist. Und wie die meisten Feldstudien an Naturvölkern zeigen, entspricht das Verhalten von *Homo sapiens* diesen Prognosen weit gehend.

Doch wenn der Mensch auf schnellstmögliche Gewinnung von Ressourcen spezialisiert ist, warum verschwendet er dann Energie für religiöse Praktiken? Anthropologen können erklären, weshalb Jäger und Sammler ihre Nahrung mit anderen Gruppenmitgliedern teilen – aber nicht, warum sie ihre Lebensmittel auf einem Altar verbrennen! Natürlich glauben Menschen an die Wirksamkeit solcher Rituale, ebenso wie an die zugehörigen Lehren, die den Zeremonien ih-

▷ ren Sinn verleihen. Doch diese Antwort weicht der eigentlichen Frage nur aus: Warum hat die Evolution einen Glauben an das Übernatürliche gefördert, der uns zu derart kostspieligen religiösen Bekundungen antreibt?

Karl Marx und Sigmund Freud hielten stark religiöses Verhalten für ein Zeichen von Wahnsinn. Die frühen theoretisch orientierten Anthropologen dagegen waren der Ansicht, spirituelle Vorstellungen ließen auf eine naive Geisteshaltung schließen. Nach Edward B. Tylor, der als Mitbegründer der Anthropologie im 19. Jahrhundert gilt, entstanden Religionen, weil die Urmenschen ihre Träume für real hielten. So habe das Erscheinen verstorbener Vorfahren im Traum zu der Vorstellung geführt, dass die »Seele« den Tod überleben könne.

Doch je mehr die Anthropologie ihren Kinderschuhen entwuchs, desto weiter ließ sie die Gleichung »primitiv gleich irrational« hinter sich. Stattdessen such-

ten Forscher nach Erklärungen, die eine bestimmte Funktion der Religion nahe legen. Der bekannteste theoretische Anthropologe des frühen 20. Jahrhunderts war der gebürtige Pole Bronislaw Malinowski. Für ihn entsprangen Religionen den »wahren Tragödien des menschlichen Lebens, dem Konflikt zwischen menschlichen Plänen und der Realität«. Aber selbst wenn der Glaube unsere Angst vor dem Tod lindern oder uns bei der Suche nach dem Sinn des Lebens helfen mag – den Ursprung von religiösen Ritualen schien mir Malinowskis These nicht zu erklären.

GLAUBE ALS SELEKTIONSVORTEIL

Inzwischen hat sich jedoch eine neue Generation von Anthropologen an die Arbeit gemacht. Sie fanden heraus, dass gerade das Außergewöhnliche religiöser Praktiken und der damit verbundene Aufwand den Erfolg der Religion als universelle kulturelle Strategie bedingen.

Wie kommt es zu diesem unerwarteten Selektionsvorteil? Die Grundlage jeder Gemeinschaft ist die erfolgreiche Zusammenarbeit aller ihrer Mitglieder – sei es beim Jagen, beim Verteilen der Nahrung oder bei kriegerischen Auseinandersetzungen. Das Problem dabei: Aus der Sicht des Einzelnen ist es günstiger, die anderen schuffen zu lassen und sich selbst zu schonen. Um die Kooperation aufrechtzuerhalten, bedarf es also sozialer Mechanismen, die das »Trittbrettfahren« verleiden.

Genau darin vermutet der Verhaltensökologe William Irons von der Northwestern University in Evanston den wichtigsten Evolutionsvorteil der Religion. Zeremonien dienen dabei als Kommunikationsmittel – eine Erkenntnis, die Anthropologen den Verhaltensbiologen verdanken. So vollziehen beispielsweise die Männchen vieler Vogelarten Balzrituale – sich Verneigen, Kopfschütteln, Flügelschlagen und Hüpfen – und

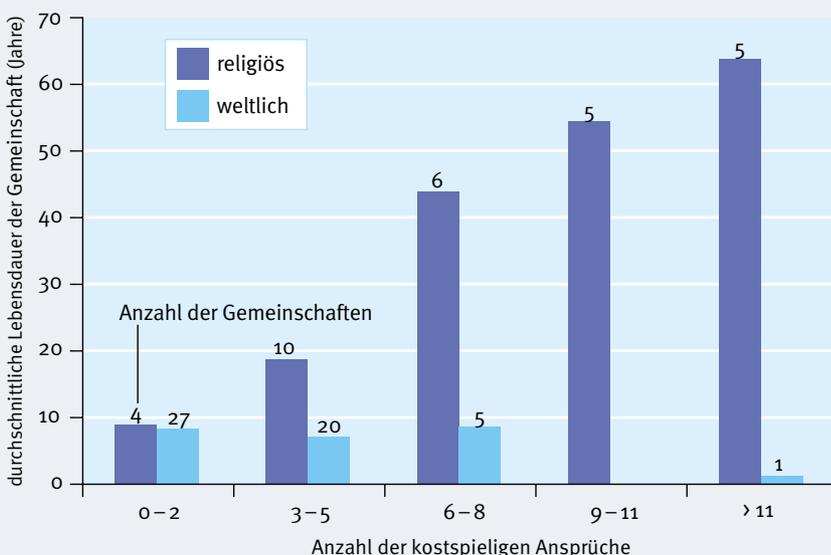
GARANTEN DER LANGLEBIGKEIT

RELIGIÖSE GRUPPEN, die ihren Mitgliedern bestimmte Verhaltensweisen aufzwingen, sind beständiger. Je mehr Ansprüche (Beispiele unten rechts) eine Glaubensgemeinschaft an den Einzelnen stellt, desto länger ist ihre Lebensdauer.

Nach der »Theorie der teuren Rituale« demonstrieren Zwänge und Anforderungen das Engagement jedes Mitglieds äußerst glaubwürdig. Somit fördern religiöse Rituale den Zusammenhalt der Gruppe, die im Gegenzug ihre Mitglieder mit den

Vorzügen des Gemeinschaftslebens wie sozialer und finanzieller Sicherheit belohnt.

Interessanterweise scheint es bei weltlichen Zusammenschlüssen keinen Zusammenhang zwischen der Anzahl kostspieliger Ansprüche und der Langlebigkeit zu geben. Möglicherweise wirkt sich bei ihnen das Fehlen »übernatürlicher« Elemente ungünstig aus. Die Daten beziehen sich auf eine Studie in den USA an 83 Gemeinschaften aus dem 19. Jahrhundert.



MÖGLICHE EINSCHRÄNKUNGEN

beim Genuss von: Kaffee, Alkohol, Tabak, Fleisch

des Gebrauchs oder Besitzes von: Fotos, Schmuck, bestimmten technischen Artikeln, anderen materiellen Gütern

im sozialen Leben wie: Glücksspiel, Kommunikation mit der Außenwelt, Leben als Kernfamilie, Behalten der Rechte an biologischen Kindern

MÖGLICHE ANFORDERUNGEN

Mitgliedschaft mit Probezeit, Abtreten materiellen Eigentums, Erlernen bestimmten Wissens, Sitzungen mit öffentlicher Kritik über sich ergehen lassen, Kleidervorschriften, bestimmte Haartrachten, Fasten

BARBARA AULICHO / AMERICAN SCIENTIST

**Aus urheberrechtlichen Gründen
können wir Ihnen die Bilder leider
nicht online zeigen.**

signalisieren der erhofften Gefährtin damit ihre amourösen Absichten. Die Anthropologen John Watanabe von der Dartmouth University und Barbara Smuts von der University of Michigan beobachteten männliche Anubispaviane, wie sie ehemaligen Rivalen durch Begrüßungsrituale ihr Vertrauen signalisierten. Ebenso wirkt das Rasseln einer Klapperschlange als beeindruckende Drohgestecke gegenüber jedem, der ihr zu nahe kommt. Ritualisiertes Verhalten dient also offenbar der innerartlichen Kommunikation ebenso wie der zwischen verschiedenen Spezies.

Irons erkannte als einer der Ersten, wie stark religiöse Rituale für die Loyalität gegenüber der Gemeinschaft bürgen. Ein Krieger mag beteuern – »mein Wort darauf, ich werde morgen da sein« – wenn nicht schon ein Vertrauensverhältnis besteht, klingt ein solches Versprechen schnell hohl. Wer dagegen eine schmerzhaft Zeremonie vollzieht, kommuniziert unmissverständlich: »Ich identifiziere mich mit unserer Gruppe und glaube an das, wofür sie steht.«

Mit einem Blick ins Tierreich lässt sich das Geheimnis der Glaubwürdigkeit lüften. Viele Spezies versuchen größer, schneller, kräftiger, gesünder oder schöner zu erscheinen, als sie tatsächlich sind. Wie der israelische Biologe Amotz Zahavi erklärt, sind daher nur sehr teure Signale vertrauenswürdig – so teuer, dass deren Einsatz allein zum Zweck der Täuschung sich nicht lohnen würde. Laut Zahavi begünstigt die Evolution die Entwicklung solcher »Handikaps« tatsäch-

lich. Zum Beispiel beim Springbock: Sobald er seinen Fressfeind entdeckt, vollführt er hohe Luftsprünge – er »prunkt«. Welch merkwürdiges Verhalten: Statt schleunigst zu verschwinden, verausgabt sich das Beutetier scheinbar, um auf sich aufmerksam zu machen! Die wahre Botschaft an das Raubtier lautet jedoch: »Schau her, welch kräftige Beine ich habe. Die Jagd kannst du dir sparen, du fängst mich sowieso nicht.« Und der Räuber »glaubt« dem Springbock, weil es für Letzteren viel zu anstrengend wäre, Schnelligkeit nur vorzutauschen: Ein altes oder krankes Tier würde das Prunken völlig erschöpfen.

Mit religiösen Ritualen verhält es sich ähnlich. Ultraorthodoxe Juden, die in mehrere Schichten von Kleidung gehüllt in der Mittagssonne ausharren, signalisieren ihren Glaubensbrüdern implizit: »Heh! Sieh her, ich bin ein Haredi-Jude. Wenn du auch zu dieser Gruppe gehörst, kannst du mir vertrauen, denn warum sonst sollte ich mich derartig kleiden? Das würde niemand tun, der nicht an die Lehren des ultraorthodoxen Judentums glaubt und sich völlig dessen Idealen verschrieben hat.«

CHANCENLOSE SCHMAROTZER

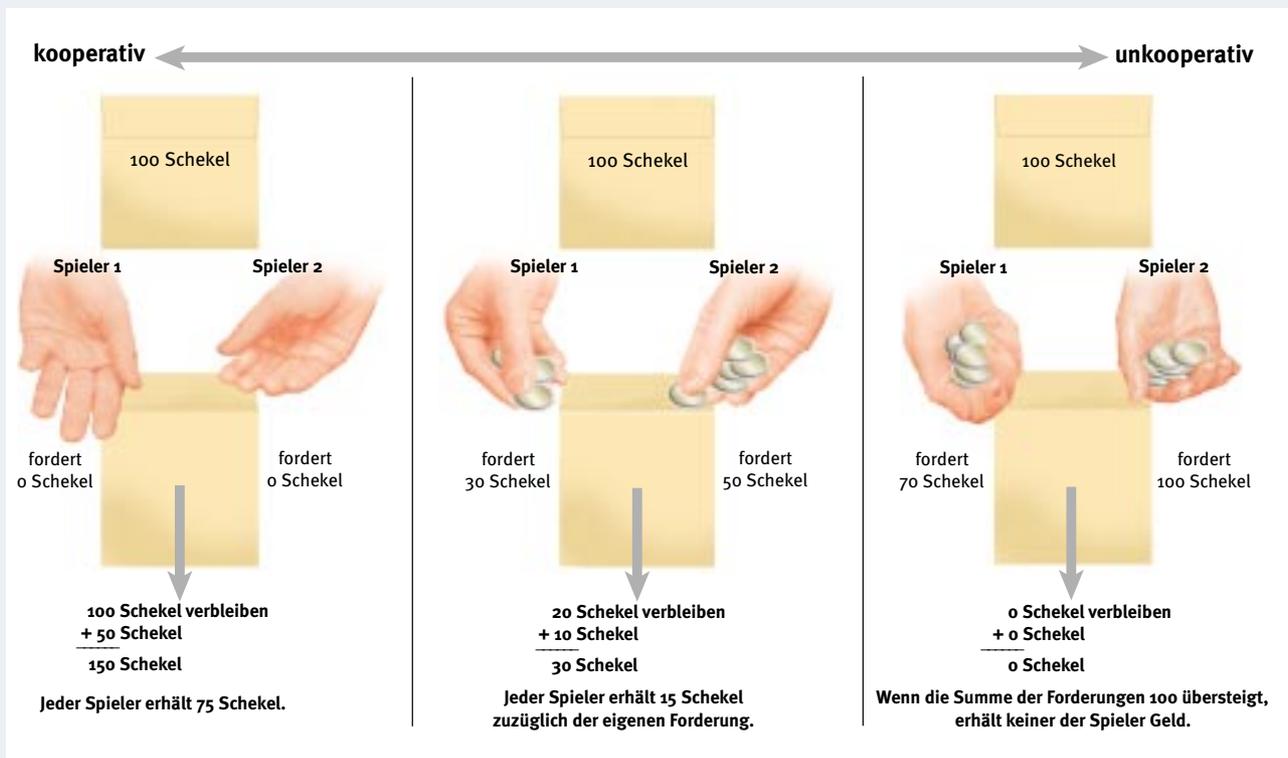
Wer sich mit bestimmten Glaubensgemeinschaften identifiziert, handelt sich eine Fülle von Verpflichtungen ein. Zugegeben – einige Rituale haben auch gesundheitliche Vorteile, dennoch: Dreimal am Tag beten, nur koscher essen, einen bestimmten Teil des Einkommens für wohltätige Zwecke spenden – der er-

**HASCH MICH NICHT ...
ich bin ein Springbock! Die hohen
Sprünge (»Prunken«) angesichts
eines Feindes stellen ein anstren-
gendes, aber lohnendes Ritual dar.
Die Botschaft an das Raubtier
lautet: »Ich strotze vor Energie. Gib
es auf – du fängst mich nie!«**

hebliche Aufwand an Zeit, Energie und Geld schreckt jeden ab, der sich nicht mit den Lehren dieser Religion identifiziert. Dies erspart der Gemeinschaft komplizierte Überwachungsmechanismen, die ansonsten erforderlich wären, um Schmarotzer auszuschließen. Der Selektionsvorteil von Ritualen besteht also in erhöhter Kooperationsbereitschaft – eine Tugend, die sich unsere Vorfahren im Lauf der Entwicklungsgeschichte offenbar immer wieder teuer erkaufen mussten.

Nach der Theorie der teuren Rituale sichert sich eine Gemeinschaft umso größere Hingabe von ihren Mitgliedern, je mehr Beschränkungen sie ihnen auferlegt. Nur die Engagiertesten werden bereit sein, sich gesellschaftlich streng abzugrenzen. Andererseits haben solche Gruppen auch mehr zu bieten und dürfen ihre kollektiven Ziele leichter erreichen. Dies belegen Studien des Wirtschaftswissenschaftlers Lawrence Iannaccone von der George Mason University in Fairfax (Virginia) an Christen, Mormonen und den Amish. Vielleicht lässt sich damit eine paradoxe Entwicklung auf dem »Religionsmarkt« erklären: Kir- ▷

TYPISCHES DILEMMA: VERZICHTEN ODER ZUGREIFEN?



TOM DUNNE / AMERICAN SCIENTIST

DIE KOOPERATIONSBEREITSCHAFT DER ANGEHÖRIGEN EINES KIBBUZ lässt sich anhand eines einfachen Spiels messen. Zwei füreinander anonym bleibende Mitglieder erfahren, dass sich in einem Umschlag, zu dem beide Zugang haben, 100 Schekel (etwa 18 Euro) befinden. Jeder der beiden Spieler entscheidet selbst, wie viel er davon für sich beansprucht. Bleibt die Summe beider Forderungen unter 100, wird der im Umschlag verbliebene Restbetrag um 50 Prozent erhöht und zu gleichen Teilen an die Mitspieler ausgezahlt. Außerdem behält jeder den zuvor beanspruchten Betrag. Übersteigt die Summe

beider Forderungen 100, gehen beide leer aus. Das »Öffentliches-Gut-Dilemma« imitiert das verbreitete Phänomen des »Überkonsums«, das auftritt, wenn alle Mitglieder einer Gruppe freien Zugang zu begrenzten Ressourcen haben. Die Zurückhaltenden fordern am wenigsten und beweisen damit den größten Kooperationswillen, wovon letztlich alle profitieren. Laut den Ergebnissen des Spiels verhalten sich religiöse Kibbuzniks durchschnittlich kooperativer als weltliche. Dies trägt vermutlich dazu bei, dass die religiösen Kibbuzim wirtschaftlich insgesamt wesentlich besser dastehen.

▷ chen, die ihren Anhängern besonders viel abverlangen, haben starken Zulauf. So wachsen zum Beispiel die Siebentags-Adventisten, Jehovas Zeugen und die »Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage« (Mormonen) außergewöhnlich schnell. Im Gegensatz dazu beklagen liberale protestantische Glaubensgemeinschaften wie die Episkopalkirche, Methodisten und Presbyterianer gegenwärtig beständigen Mitgliederschwund.

Die Soziologen Roger Finke von der Penn State University (Philadelphia) und Rodney Stark, University of Washington (Seattle), machen deshalb das Zweite Vatikanische Konzil von 1962 für den Rückgang der Teilnahme an Gottes-

diensten bei amerikanischen Katholiken verantwortlich. Ende der 1950er Jahre besuchten in den USA noch rund 75 Prozent von ihnen wöchentlich die Messe. Seit der Aufhebung vieler Verbote und der Lockerung strenger Vorschriften durch den Vatikan sanken die Zahlen kontinuierlich auf aktuell nur noch 45 Prozent.

ANSPRUCHSVOLL HÄLT LÄNGER

Doch lässt sich ein Zusammenhang zwischen den Ansprüchen einer Gruppe und einer verbesserten Zusammenarbeit auch messen? Um diese Frage zu klären, sichteten Eric Bressler von der McMaster University in Hamilton (Ontario) und

ich Daten und Berichte von Gemeinschaften aus dem 19. Jahrhundert. Als Erfolgsmaß zogen wir deren »Lebensdauer« heran. Im Vergleich zu ihren weltlichen Pendanten verlangen religiöse Gruppen tatsächlich meist mehr von ihren Mitgliedern, bis hin zum Verzicht auf Fleisch, zum Zölibat oder zur Aufgabe aller materiellen Besitztümer. Tatsächlich überlebten die Gemeinschaften umso länger, je mehr sie von ihren Mitgliedern forderten (siehe Kasten S. 46).

Die Kibbuzim, die ich als Teenager in Israel besucht hatte, boten mir eine ideale Gelegenheit, diese Ergebnisse anhand zeitgenössischer Gemeinschaften zu überprüfen. Den größten Teil ihrer

100-jährigen Geschichte lebten die Kibbuzniks in diesen basisdemokratisch organisierten Kollektiven nach dem Motto »Jeder gibt, so viel er kann, und nimmt, so viel er braucht«. Die meisten der mehr als 270 Kibbuzim sind weltlich (und oftmals sogar ausdrücklich atheistisch orientiert), weniger als 20 dagegen religiös. Als Ende der 1980er Jahre die enorme Verschuldung der Kibbuzim von mehr als vier Milliarden Euro ans Tageslicht kam, fiel kaum jemandem auf, dass dies nur für die weltlichen Kommunen galt. Dabei hatten Vertreter der religiösen Kibbuzbewegung mitgeteilt: »Die religiösen Kibbuzim sind von der wirtschaftlichen Krise nicht betroffen.«

Der Erfolg dieser religiösen Kommunen ist umso bemerkenswerter, als viele ihrer Rituale aus ökonomischer Sicht eindeutig kontraproduktiv sind. So verbietet das jüdische Gesetz, am Sabbat Kühe zu melken. Auch wenn die rabbinischen Entscheidungen die Vorschrift zum Schutz der Kühe später lockerten, nutzte man diese Milch in den ersten Jahren nicht kommerziell. Ebenso ist es untersagt, in den ersten Lebensjahren ei-

nes Baums dessen Früchte zu essen. Die Äcker müssen alle sieben Jahre brachliegen und die Ecken der Felder dürfen nicht abgeerntet werden, weil sie den Armen der Gesellschaft vorbehalten sind. Wie kann eine Religion mit so vielen Einschränkungen trotzdem den Schlüssel zum wirtschaftlichen Erfolg eines Kibbuz darstellen?

Schluss mit dem Geschachere!

Ich beschloss, diese Frage gemeinsam mit dem Wirtschaftswissenschaftler Bradley Ruffle von der Ben Gurion Universität in Beer-Sheva, Israel, anzugehen. Wir dachten uns ein Spiel aus, um den Kooperationswillen in weltlichen und religiösen Kibbuzim zu vergleichen. Zwei Mitglieder desselben Kibbuz erfahren, dass sich in einem Umschlag 100 Sichel (etwa 18 Euro) befinden. Jeder der beiden – füreinander anonym bleibenden – Spieler entscheidet, wie viele Sichel er herausnehmen will. Übersteigt die Summe der Forderungen die 100, erhält keiner etwas und das Spiel ist vorbei. Ergeben die geplanten Entnahmen zusammen weniger oder gleich 100, erhalten

beide ihr Geld und zusätzlich wird der vorhandene Restbetrag um die Hälfte erhöht und zu gleichen Teilen an die Mitspieler ausgezahlt. Das Spiel ist ein typisches »Öffentliches-Gut-Dilemma«: Für jedermann zugängliche Ressourcen erschöpfen sich schnell. Ihre Pflege erfordert daher von jedem freiwillige Selbstbeschränkung, mit anderen Worten: Kooperationswillen.

Wir überprüften eine Reihe von Variablen und setzten sie mit den Spielergebnissen in Beziehung. Die wichtigsten Erkenntnisse: Zum einen kooperierten religiöse Kibbuz-Bewohner besser miteinander als weltliche. Zum anderen arbeiteten männliche, religiöse Kibbuzniks noch einmal deutlich erfolgreicher zusammen als weibliche – ein Unterschied, der sich in den weltlichen Kommunen nicht wiederfand. Womit mag ▷

ÄUSSERST ANHÄNGLICH
Malaysische Hindus durchbohren ihre Haut während des Thaipusam-Festivals mit scharfen Haken.

Aus urheberrechtlichen Gründen können wir Ihnen die Bilder leider nicht online zeigen.

Aus urheberrechtlichen Gründen können wir Ihnen die Bilder leider nicht online zeigen.

FRIEREN FÜR GOTT

In eisigem Wasser tauchen junge Christen in Bulgarien aus Anlass des Dreikönigstags nach einem Kruzifix.

▷ diese Geschlechterdifferenz zu erklären sein? Jüdische Männer halten ihre Rituale weit gehend öffentlich ab, insbesondere Gebete, die sie dreimal am Tag sprechen müssen. Frauenspezifische Rituale dagegen sind eher im privaten Bereich angesiedelt: rituelles Baden und Brotbacken sowie das Anzünden der Schabbat- und Festtagskerzen. Diese drei wichtigen Zeremonien dienen nicht dazu, Engagement für eine größere Gruppe zu signalisieren, sondern demonstrieren vielmehr die Verpflichtung gegenüber der Familie. Frauen müssen nicht an Gottesdiensten teilnehmen – so erstaunt es vielleicht nicht, dass nur bei Männern der regelmäßige Synagogenbesuch positiv mit der Kooperationsbereitschaft korreliert.

Neben *Homo sapiens* vollziehen noch viele andere Spezies Rituale. Doch warum wird entsprechendes Verhalten beim Menschen dann so oft mystisch verklärt? Laut Scott Atran von der University of Michigan und Pascal Boyer von der Washington University in St. Louis – zwei Vertretern der kognitiven Anthropologie – brennen sich übernatürliche Konzepte stärker in die Erinne-

rung ein als weltliche Ideen und werden daher besser überliefert. Der Glaube an übernatürliche Wesen wie Götter und Geister scheint von entscheidender Bedeutung für einen andauernden Kooperationswillen. Unsere Untersuchung von Gemeinschaften aus dem 19. Jahrhundert hatte in eine ähnliche Richtung gedeutet, denn der starke positive Zusammenhang zwischen der Anzahl schwer wiegender Verpflichtungen und der Beständigkeit galt nur für religiöse, nicht aber für weltliche Gemeinschaften. Das Ergebnis überraschte uns, da beispielsweise auch Militärs oder Bruderschaften kostspielige Rituale verlangen.

DIE WAHRHEIT FÜHLEN

Der amerikanische Kulturökologe Roy Rappaport (1926–1997) hatte dafür eine Erklärung: Religiöse Zeremonien erzeugen eine stärkere Hingabe, weil die zugehörigen Glaubenslehren sich auf nicht überprüfbare Thesen stützen, die sich daher auch nicht falsifizieren lassen. Aussagen wie »Jesus ist Gottes Sohn« lassen sich weder beweisen noch widerlegen – Gläubige verifizieren diese daher gefühlsmäßig. Dagegen lässt sich der von Karl Marx übernommene Gleichheitsansatz der weltlichen Kibbuzim leichter überprüfen – indem man die Arbeit und die Ressourcen entsprechend verteilt und schaut, was dabei herauskommt. Angesichts der schlechten wirtschaftlichen Situation der Kibbuzim hat man dort die-

sen Grundsatz tatsächlich in Frage gestellt. Viele drängen auf leistungsbezogene Entlohnung, und die Kibbuzim bewegen sich ganz allgemein in Richtung Privatisierung.

Die evolutionsbiologische Erforschung religiösen Verhaltens steht noch am Anfang. Der Wert der Theorie der teuren Rituale wird danach bemessen werden, inwieweit sie religiöse Phänomene gesellschaftsübergreifend zu erklären vermag. Die meisten religiösen Menschen leben schließlich nicht in Kommunen. Trotzdem können zeitgenössische Religionsgemeinschaften einen engen sozialen Zusammenhalt herstellen – in der heutigen individualistisch geprägten Gesellschaft eine bemerkenswerte Leistung.

Religion diene wahrscheinlich schon immer dazu, ihre Anhänger zu einen; leider hat diese Solidarität auch ihre Schattenseiten – wovon die vielen religiös motivierten Konflikte auf der Welt zeugen. Das wird nirgendwo deutlicher sichtbar als in der Region, die ich als 15-jähriger Junge besuchte – und in der ich mich befinde, während ich diese Worte niederschreibe. Bleibt zu hoffen, dass die Erkenntnis, wie sehr die menschliche Psyche der Religion bedarf, hilft Konflikte durch Zusammenarbeit zu ersetzen. ◀

RICHARD SOSIS ist Anthropologie-Dozent an der University of Connecticut. Sein Forschungsinteresse gilt unter anderem der Evolution der Zusammenarbeit, utopischen Gesellschaften und der Verhaltensökologie von Religionen.

© zuerst erschienen im American Scientist Magazine (www.americanscientist.org)

Literaturtipps

Dawkins, R., Krebs, J. R.: Signale der Tiere: Information oder Manipulation? In: Einführung in die Verhaltensökonomie. Von Krebs, J. R., Davies, N. B. (Hg.). Berlin, Hamburg: Parey 1981, S. 222–242.

Uhl, M., Voland, E.: Angeber haben mehr vom Leben. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag 2002.

Zahavi, A., Zahavi, A.: Signale der Verständigung. Frankfurt: Insel-Verlag 1998.